
Frankreich

Gilbert Merlio

Das Geschichtsbild oder das kollektive Gedächtnis einer Nation lässt sich weder auf die wissenschaftliche Exaktheit der Historiker noch auf die Erinnerungspolitik irgendeines Regimes reduzieren. Deshalb will ich mich den gleichsam eingefleischten und stabilen Geschichtsbildern zuwenden, die für die Franzosen mit Einbeziehung legendärer oder symbolischer Elemente und trotz individueller Unterschiede und Präferenzen mehr oder weniger bewusste, identitätsstiftende Bezugspunkte bedeuten, und somit ihr Verhalten, auch ihr politisches, bestimmen. Diese Identifikation erfolgt umso leichter, als Frankreich insgesamt über eine zustimmungs- und konsensfähige Vergangenheit verfügt.

I.

Ein kollektives Gedächtnis ist immer etwas nachträglich Konstruiertes. Aleida Assmann zitiert in diesem Zusammenhang Susan Sonntag: „Was als kollektives Gedächtnis bezeichnet wird, beruht nicht auf Erinnerung, sondern auf einer Verabredung: Daß dies wichtig ist, daß es sich so zgetragen hat, samt den Bildern, die diese Geschichte dann in unserem Gedächtnis fixieren.“ Napoleon soll gesagt haben: „Die Historie ist die Fabel, an die man glaubt“. Aleida Assmann spricht hier sogar von Mythos: „Es kann auch die Form bedeuten, in der Geschichte „mit den Augen der Identität“ gesehen wird; in dieser Variante bedeutet Mythos die *affektive Aneignung* der eigenen Geschichte. Mythos in diesem Sinne ist eine fundierende Geschichte, die

nicht durch Historisierung vergeht, sondern mit einer andauernden Bedeutung ausgestattet wird, die die Vergangenheit in der Gegenwart einer Gesellschaft präsent hält und ihr eine Orientierungskraft für die Zukunft abgewinnt.

Die Geschichte lebt nicht nur in Denkmälern oder durch materielle und immaterielle Erinnerungsorte weiter, sondern sie lebt vor allem auch in Legenden, Erzählungen, Riten, Phantasmen, Verhaltensweisen, Diskursen, Argumentationsweisen, Redewendungen u. a. m. Dies alles bildet einen Code, der von allen erkannt und verstanden wird und somit eine kollektive Identität einer Nation herstellt. Das „tägliche Plebiszit“, wie Ernest Renan die Nation bezeichnet hat, war nicht nur ein quasi juristischer, rein individuell-voluntativer Akt;¹ es stützte sich auf das Gefühl einer gemeinsamen Vergangenheit und auf den kollektiven Willen zu einer gemeinsamen Zukunft: „In der Vergangenheit ein gemeinsames Erbe von Ruhm und Reue, für die Zukunft ein gemeinsames Programm; gemeinsam gelitten, gejubelt, gehofft zu haben – das ist mehr wert als gemeinsame Zölle und Grenzen, die strategischen Vorstellungen entsprechen. Das ist es, was man ungeachtet der Rasse und Sprache versteht.“

Frankreich ist ein sehr altes, geschichtsbewusstes Land, dessen Geschichte trotz vieler Revolutionen und Umbrüche eine große Kontinuität aufweist. Das Land selbst ist ein geschichtliches Bilderbuch, Paris ein offenes Museum. Die Historie erfreut sich bei den Franzosen einer großen Beliebtheit. Es gibt in diesem Land eine beträchtliche Zahl von nicht wissenschaftlichen, popularisierenden historischen Zeitschriften. Viele Quizspiele sind im Fernsehen der Geschichte gewidmet.

Als Marc Bloch, einer der Gründer der Annales-Schule, die Umstände und Ursachen der „seltsamen Niederlage“ von 1940 analysierte, schrieb er den Satz: „Es gibt zwei Kategorien von Franzosen, die Frankreichs Geschichte nie

verstehen werden: diejenigen, die sich weigern, bei der Erinnerung an die Königsweihe in Reims ins Schwärmen zu kommen, oder diejenigen, die ohne Emotion die Erzählung von dem ‚Fest der Föderation‘ (14. Juli 1790) lesen. Wie ihre Präferenzen auch orientiert sein mögen, ihr Mangel an Sensibilität vor den Ausbrüchen kollektiver Begeisterung genügt, um sie zu verurteilen.“² An dieser Stelle weist Marc Bloch auf die zwei Bezugsgrößen des französischen nationalen Gedächtnisses und somit der französischen Identität hin: die Monarchie und die Republik.

Aber im nationalen Gedächtnis existiert Frankreich schon vor der Monarchie. Jedes französische Kind lernt in der Schule – auch wenn es der Sohn oder die Tochter einer Familie maghrebinischer Herkunft ist – dass seine Ahnen die Gallier gewesen sind. Vercingétorix ist der emblematische Führer bzw. Fürst dieser keltischen Bevölkerungsgruppen, die im Zentrum des heutigen Frankreich angesiedelt waren. Er ist unser Arminius, denn wie Hermann hat er gegen Cäsars Legionen gekämpft. Er wurde bei Alesia besiegt und beendete sein Leben als Gefangener in Rom. Es ist schwer zu sagen, ob sich schon bei den damaligen Galliern ein Nationalgefühl regte. Aber an Vercingétorix und an seinem Volk kristallisiert sich heute noch unser Nationalgefühl. Vercingétorix ist das erste Symbol unseres Unabhängigkeitswillens. Ein paar Orte erinnern an diese Geschichte. In der Erinnerung der Franzosen lebt sie aber weiter dank der Comicstrips von Goscinny und Uderzo, deren Erfolg die Grenzen Frankreichs weit überschritten hat. Asterix hat so zwanzig Jahrhunderte später Vercingétorix gerächt. Der traditionelle Franzose fühlt sich tief gallisch. Unser Wappentier ist der gallische Hahn, der unsere nationalen Tugenden und Laster in sich vereint: mutig in der Verteidigung des Hühnerstalls, aber ein bisschen protestlerisch arrogant, ungezügelt und dumm krähend. Unsere Lieblingswitze sind „gauloiseries“, das heißt etwas anzüg-

liche Witze. Die berühmteste Zigarettenmarke heißt bei uns „Gauloises“. Hie und da trifft man noch auf den sich von den alten Druiden herleitenden Brauch, sich zu Neujahr unter einem Zweig glückbringender Mistel mit dem Ausruf „Au gui l’an neuf!“ – „Mit der Mistel ins Neue Jahr!“ – zu umarmen.

Die besiegten keltischen Gallier haben sich die römische Zivilisation angeeignet, eine romanische Sprache erlernt, sich mit den aus dem Osten einwandernden germanischen Stämmen vermischt und als Gallo-Römer ihr Territorium (schon) an der Marne siegreich gegen die Hunnen von Attila verteidigt.

Seit wann existiert Frankreich? Seitdem der fränkische König Chlodwig in Reims im Jahre 498 von dem Bischof Remi getauft wurde, und in seiner Bekehrung zum Christentum sein ganzes Volk nach sich zog? Die Figur von Chlodwig selbst ist nicht mehr so präsent in der heutigen Erinnerung des französischen Volks. Aber er hat wichtige Weichen gestellt: Er hat Paris als Hauptstadt gewählt, und die Zentralität von Paris bestimmt seit Jahrhunderten das politische, soziale, wirtschaftliche und kulturelle Leben Frankreichs. Seit der Bekehrung des Frankenkönigs ist Frankreich „die älteste Tochter“ der Römischen Katholischen Kirche, einer Kirche, von der der König als *alter ego* behandelt werden wollte. Damals zeichnen sich schon Ansätze des Gallikanismus, wenn nicht gar der zukünftigen Trennung von Staat und Kirche ab.

Vorerst überwog aber die Allianz zwischen Thron und Altar. Trotz immer wieder eintretender Krisen und Machtkämpfe blieb diese Allianz das Charakteristikum der französischen Monarchie. Frankreichs Könige existieren erst, seitdem das Reich Karls des Großen durch den in romanischer und germanischer Sprache redigierten Vertrag von Verdun (843) geteilt wurde, und Karl der Kahle die *francia occidentalis* erbte. Inzwischen hatte Karl Martell (688–741)

die arabischen Invasoren bei Poitiers zurückgedrängt. Karl der Große, „l'Empereur à la barbe fleurie“, gehört übrigens auch zum französischen Pantheon. Mein an Geschichte interessierter Sohn sagte mir vor kurzem nostalgisch: „Damals war Frankreich groß und mächtig.“ Eine stärker gemachte Vergangenheit tröstet über die gegenwärtige relative Schwäche!

987 kommt Hugo Capet mit Unterstützung der Kirche an die Macht. Er eröffnet die lange Dynastie der Kapetinger, die bis zum guillotinierten König Ludwig XVI. (1754–1793), also fast zehn Jahrhunderte lang, in Frankreich herrschen wird.

Die Monarchie hat in Frankreich tiefe Geschichtsspuren hinterlassen:

1. Zunächst einmal monumentale Spuren: An der Spitze Versailles, das Symbol der Macht und Pracht des Sonnenkönigs, in ganz Europa beneidet und nachgeahmt; es ist auch ein Symbol der französischen Klassizität. Aber auch die königlichen Schlösser an der Loire gehören hierzu.
2. Sodann historische Spuren, das heißt eine Reihe von Ereignissen bzw. siegreichen Schlachten, die in der französischen Erinnerung als Bekundungen des Willens weiterleben, sich als unabhängige einheitliche Nation zu behaupten: die Schlachten von Bouvines, Marignan usw. Diese Daten zu lernen, gehört zur Pflichtübung jedes französischen Schülers.
3. Zu nennen sind ferner emblematische Figuren, die in ihrer symbolischen Bedeutung noch bei den heutigen Franzosen integrierende Bestandteile der französischen Geschichte und Identität darstellen und entweder real existierende Eigenschaften oder auch Wunschvorstellungen der Franzosen zum Ausdruck bringen. Die populärsten sind:
 - Ludwig IX, der „heilige Ludwig“, der im 13. Jahrhundert in Vincennes unter einer Eiche das Recht sprach, Symbol eines gerechten, tugendhaften Herrschers.

- Jeanne d'Arc. Zu ihrer vielfältigen Symbolik zählen der Widerstand gegen ausländische Invasoren (also der Patriotismus), die Einheit zwischen Staat und Kirche, vor allem zwischen einfachem Volk und König. Jeanne d'Arc wird zurzeit als emblematische Figur des französischen Patriotismus durch den rechtsradikalen Politiker Jean-Marie Le Pen reklamiert. Auf einer trivialeren, harmloseren Ebene wird die Symbolik bemüht, wenn zum Beispiel im Fußball oder Rugby eine französische eine englische Nationalmannschaft besiegt, erscheinen in den Zeitungen oft ironische Schlagzeilen wie diese: „Jeanne d'Arc ist gerächt!“.
 - Heinrich IV. Auch er gilt als ein Verteidiger und Befürworter der nationalen Einheit, im Inneren mit seinem Edikt von Nantes, der den religiösen Frieden in Frankreich zumindest provisorisch wiederherstellte (wobei der Status der Religion im Staat herabgesetzt wurde: Man erinnere sich an sein Wort „Paris ist eine Messe wert“), aber auch im Äußeren durch seine Siege, namentlich gegen die Spanier. Symbolisch gilt dafür sein heute noch populärer Ausruf „Versammelt Euch um meinen weißen Federbusch“. Darüber hinaus war er ein sozialer König (er wollte, dass jeder französische Bauer am Sonntag ein Huhn im Topf zu essen hatte). Und darüber hinaus war er auch ein Frauenheld (le „Vert galant“; eine Grünanlage an der Seine trägt heute noch seinen Namen).
 - Der schon erwähnte Sonnenkönig, Ludwig XIV., das Symbol der Größe, Macht und der Prachtentfaltung Frankreichs.
4. Am wichtigsten sind aber die strukturellen Merkmale, die von der Monarchie herrührend Frankreichs Leben und Politik noch heute prägen.

Den Königen verdankt Frankreich sein Territorium, das durch eine Reihe von Kriegen, Eroberungen, Eheschließungen vergrößert und vereinheitlicht wurde. Sie haben diese selten begegnende Identität zwischen Staat und Nation bzw. zwischen politischer und Kulturnation geschaffen. In der Regentschaft von Franz I. (1515–1547) wird das Französische zur offiziellen Sprache des Staates. Mit ihm beginnt auch die absolute Monarchie in Frankreich. Seine berühmte Antwort: „Weil es mir so beliebt“ weist schon auf die Parole Ludwigs XIV. hin: „Der Staat bin ich“, die man oft dem Wort Friedrichs II. von Preußen entgegensetzt: „Ich bin der erste Diener des Staates“.

Der Kampf um die Einheit und die Homogenität Frankreichs ist so lang und hart gewesen, weil die Geschichte Frankreichs von vielen Konflikten verschiedenster Art durchzogen ist: Die Sehnsucht nach Einheit und Konsens ist umso stärker, als die Gefahr der Teilung und des Zerwürfnisses in diesem streitlustigen Volk stets im Hintergrund lauert.

Den Königen verdankt man auch die schon erwähnte Zentralität von Paris in jeder Hinsicht, namentlich in kultureller Hinsicht. Und König Philipp August (1165–1223), der nicht mehr Frankenkönig, sondern „Frankreichs König“ hieß, verdankt man die Gründung der Sorbonne. Zur selben Zeit wurde die Kathedrale Notre Dame gebaut.

Eine schwerwiegende Folge der monarchischen Geschichte Frankreichs ist die Zentralisierung und Bürokratisierung des Landes. Hier hat der Staat stets Vorrang vor der Gesellschaft. Weil es ihnen ständig an Geld fehlte, haben die französischen Könige immer wieder unbefristete Pfründe verkauft. Oder sie vervielfältigten die Ämter am Hof, um den Adel an sich zu binden. Das ist der Ursprung eines wuchernden Staatsbeamtentums, das heute noch unseren Staat belastet.

Genannt nach einem mächtigen Minister des Königs Ludwigs XIV., Jean-Baptiste Colbert, erklärt der „Colbertis-

mus“, das heißt die Überzeugung, dass der Staat die Wirtschaft zu organisieren und zu lenken hat (was eigentlich eine Form des Merkantilismus ist), das heute noch obwaltende ambivalente Verhältnis der französischen Bürger zum Staat. Sie glauben auch weiterhin, ohne die Vormundschaft des Staates schlecht auskommen zu können. Man erwartet vom Staat alles, zum Beispiel auch die Lösung der Tarifverhandlungen. Man hört aber niemals auf, gegen ihn zu protestieren und aufzubegehren, bis hin zur Revolution. Die Franzosen wollen immer einen König, aber sie wollen auch immer wieder den König enthaupten!

Von den Königen und ihren manchmal sehr kompetenten und mächtigen Ministern wie zum Beispiel Richelieu oder Mazarin leitet sich auch die Sorge um die Größe Frankreichs ab: Unter den Nationen soll Frankreich an erster Stelle rangieren. Das wurde mit der Macht und der Pracht des „Sonnenkönigs“ Ludwigs XIV. Wirklichkeit. Dabei lassen sich Herrscher und Minister durch eine „gewisse Idee Frankreichs“ leiten: Frankreich ist mehr als eine politische Realität; es ist ein Ziel, eine Ambition, eine transzendente Idee. Man weiß, dass Charles de Gaulle denselben Ton anschlagen wird; nur standen ihm weniger Mittel zur Verfügung.

II.

In der Geschichte Frankreichs stellt die Revolution von 1789 selbstverständlich eine wichtige Zäsur dar. Von diesem Zeitpunkt an wurde die Geschichte der Staatsnation mit der (absoluten) Monarchie dissoziiert.

Aber in mehr als einer Hinsicht setzt die Republik die Traditionen, Bräuche, Denkmäler und Praktiken der Monarchie fort. Und in mehr als einer Hinsicht tritt der Jakobinismus, der schließlich über den Girondismus siegte, in ihre Fußstapfen. Als die Jakobiner die Republik als „einig

und unteilbar“ erklärten, drückten sie nur den Einheitswillen aus, der schon die monarchische Politik Jahrhunderte lang beseelt hatte.

1.

Die Republik ist in die Paläste der Republik eingezogen: in den Elysée-Palast (Sitz des Präsidenten), ins Palais Bourbon (Sitz der Nationalversammlung) und ins Palais du Luxembourg (Sitz des Senats).

Das Ornament der Macht hat sich übertragen: Die Republik hat den Pomp der Monarchie mindestens teilweise übernommen. Eine Anekdote mag das zum Ausdruck bringen: Die Erinnerung an die Monarchie ist so lebhaft, dass zum Beispiel der heutige mächtige Generalsekretär des Elysée-Palastes, Claude Guéant, in Anspielung auf die mächtigen Minister Richelieu und Mazarin den Spitznamen „Kardinal“ bekommen hat.

De Gaulle sagte zu Recht: „Frankreich wurde durch das Schwert gemacht.“ Die militärische Tradition der Monarchie setzte sich in der Republik fort. Der revolutionären Soldaten des Jahres II, der napoleonischen Heere, der „Poilus“ des Ersten Weltkrieges und der Widerstandskämpfer des Zweiten werden in einer Reihe gedacht mit den großen Soldaten, die früher Frankreichs Glanz und Größe gewährleisteten: Bayard, Du Guesclin, Jeanne d'Arc, die vier Musketiere usw.

Die berühmt-berüchtigte Dreyfus-Affäre in den Jahren 1894 bis 1906 hat die Behauptung des Dichters und ehemaligen Soldaten Alfred de Vigny bekräftigt, nach der die Armee eine Nation innerhalb der Nation war. Und man musste feststellen, dass an der Ehre der Armee schwer zu rütteln war. Ähnliche Schwierigkeiten hat man auch anlässlich der Kolonialkriege feststellen müssen.

Von der ehemaligen militärischen Macht blieb nicht mehr viel übrig, außer unserer Atombombe, die irgendwie

noch militärische Größe vortäuschen will. Frankreich ist wohl die einzige moderne Demokratie, in der an den wichtigen Gedenktagen, zum Beispiel am 14. Juli, unserem Nationalfeiertag, große Militärparaden organisiert, die vom ganzen Volk bejubelt werden.

Die offiziellen Zeremonien, oder besser: Das offizielle Zeremoniell ist stark vom „Genie des Christentums“ (Chateaubriand), das heißt durch die Ästhetik und die Zeremonien des Katholizismus geprägt. In welchem anderen Lande könnte man sich einen republikanischen Staatschef vorstellen, wie François Mitterrand, der ein paar Tage nach seinem Machtantritt 1981 mit ernsthaftem, von der Wichtigkeit der geschichtlichen Stunde durchdrungenem Gesichtsausdruck und einer Rose in der Hand allein auf der breiten Souflet-Straße zum Pantheon (einer ehemaligen Kirche) stolziert? Man könnte auch an die berühmte Rede von Malraux anlässlich der Überführung der sterblichen Überreste von Jean Moulin, dem Chef der Résistance, ins Pantheon denken, wo unsere großen Männer begraben liegen. Auch die laizistischen Zeremonien nehmen in Frankreich sakrale Züge an.

Die Revolutionäre von 1789, die in katholischen Schulen erzogen worden waren, nationalisierten und verkauften die Kirchengüter und versuchten, sich die Priester zu unterwerfen. Sie konnten aber der Versuchung nicht lange widerstehen, eine Surrogatreligion, den „Kult der Vernunft“, ins Leben zu rufen, in dessen Namen sie dann wie die Inquisition im Mittelalter die Häretiker hinrichteten.

Dennoch ist Frankreich im Vergleich zu seinen Nachbarländern ein sehr „entzaubertes“, säkularisiertes Land. Weniger als 10 % der Franzosen sind regelmäßig praktizierende Katholiken. Und doch bleibt das Land sehr stark von der katholischen Tradition beeinflusst. Nicht nur, weil katholische Zeremonien und Akte, hauptsächlich wegen des Dekorativen und Repräsentativen, den Lebensweg der

meisten Franzosen immer noch rhythmisieren. Als der Sozialist François Mitterrand zum zweiten Mal zur Präsidentschaftswahl antrat, gestaltete der Werbespezialist Jacques Seguela für ihn ein Plakat mit der Aufschrift „La force tranquille“ (Die ruhige Kraft), auf dem man im Hintergrund ein idyllisches Dorf mit einer Kirche sah. Obwohl er selbst zum Agnostiker und als Sozialist im Prinzip zum Vertreter der Industriearbeiter geworden war, wollte Mitterrand mit dieser Erinnerung an das ländliche, katholische Frankreich die Wähler für sich gewinnen. Er wurde wiedergewählt.

2.

Wenn aber die Revolution große Teile des monarchischen Erbes übernahm und weiter trug, so hat sie doch auch eine neue Tradition, das heißt neue Geschichtsbilder geschaffen, die heute noch für die Franzosen und die französische Politik eine Inspirations- und Motivationsquelle sind.

Michel Winock brachte das auf den Nenner: „Frankreich ist nicht nur die älteste Tochter der Kirche, sie ist auch die Mutter der Revolution.“ Im Gegensatz zu Deutschland, wo die Revolution – abgesehen von der friedlichen Revolution von 1989 in der ehemaligen DDR – eher schlecht angesehen ist, wo man vielleicht immer noch mit Goethe denkt, dass Ungerechtigkeit besser ist als Unordnung, ist das französische Volk stolz auf seine Revolutionen. Auch die Schreckensherrschaft von 1793 oder die Massenverbrechen der Revolutionäre in Lyon oder in der Vendée änderten nichts an dem insgesamt positiven Urteil: Wo gehobelt wird, fallen auch Späne. Ein solches Weltereignis konnte einer gewissen Tragik nicht entbehren.

Die große Revolution von 1789 gab Frankreich ein neues Sendungsbewusstsein, das bis heute anhält. Nach dem Sieg von 1918 fasste dies Georges Clémenceau folgendermaßen

zusammen: „Frankreich, gestern Gottes Soldat, heute Soldat der Menschheit.“ Die Revolution wollte eine kosmopolitische Dimension haben, Frankreich sollte die Lehrerin des ganzen Menschengeschlechts sein, es sollte allen anderen Völkern die Menschenrechte und die Republik beibringen, wenn nicht aufzwingen. Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte beansprucht eben eine universelle Tragweite. Deswegen fühlt sich Frankreich dazu berechtigt, sich – ähnlich wie Griechenland – als die Mutter der Demokratie auszugeben.

Auf jedem Rathaus in Frankreich ist die aus der Revolution stammende Inschrift „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ zu lesen. In Frankreich wird im Namen oder im Geiste dieser revolutionären Ideale verwaltet und unterrichtet. Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte verkündet in ihrem ersten Artikel: „Die Menschen werden frei und gleich an Rechten geboren und bleiben es. Soziale Unterschiede dürfen nur im gemeinsamen Nutzen begründet sein.“ Dies ist die Essenz des republikanischen Geistes.

Mehr noch als die Freiheit ist aber die Gleichheit eine französische Leidenschaft. Dieser Egalitarismus verbindet sich mit einem übersteigerten Sinn für soziale Gerechtigkeit, der Neid und Ressentiment erzeugt. Frankreich ist wohl das Land, wo das gegenseitige Misstrauen am größten ist: das Misstrauen gegenüber den Reichen, den Mächtigen, den Politikern usw. Daher rührt die Schwierigkeit, einen sozialen Konsens zu erlangen, und auch viele Konflikte und Streiks haben dort ihren Ursprung. Darunter leidet selbstverständlich die Brüderlichkeit. Das Abitur, die Aufnahmeprüfungen für unsere Eliteschulen, die Staatsexamina u. a. werden in Frankreich zentral organisiert: Für alle Kandidaten in ganz Frankreich werden dieselben schriftlichen Prüfungen am selben Tag und zur selben Zeit angesetzt. Das setzt eine groß angelegte kostspielige Organisation voraus, die manchmal Pannen erfährt, was auch

zur Wiederholung von Prüfungen führt. So weit geht die Leidenschaft der Franzosen für die Gleichheit!

In der Revolution bahnte sich ein Prozess an, den die Franzosen in ihrer großen Mehrheit als eine Errungenschaft des modernen Frankreich begrüßen: die Trennung von Kirche und Staat sowie die Errichtung eines laizistischen Staates. Am Ende des 19. Jahrhunderts vollendeten die Schulgesetze von Jules Ferry (u. a. Einführung einer laizistischen, kostenlosen und obligatorischen Schule, in der der republikanische Katechismus gelehrt wird) und das 1905 darauf folgende Gesetz über die Trennung von Staat und Kirche das Werk der großen Revolution. Das französische republikanische Modell ist nicht ohne diesen Antiklerikalismus zu denken, der die Religion in die private Sphäre zurückverweist. Die Kontroverse, die einige Aussagen von Präsident Nicolas Sarkozy ausgelöst haben, der von der Notwendigkeit sprach, den Platz der Religion in der Gesellschaft zu überdenken und die Laizität zu revidieren, zeigt, welche Bedeutung die Franzosen, auch die gläubigen, dieser historischen „Errungenschaft“ beimessen.³ Erst jetzt, in der Dritten Republik, wurden übrigens der 14. Juli, der Tag der Erstürmung der Bastille-Festung 1789, zum Nationalfeiertag und die Marseillaise zur Nationalhymne erklärt. In der republikanischen Tradition bleibt die Dritte Republik insgesamt eine positive Bezugsgröße. Sie entstand aus einer Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 und endete mit einer Niederlage 1940. Aber die Republik errang den Sieg von 1918. Und die republikanische Zivilreligion, die sie in ihren Schulen den Franzosen beizubringen vermochte, verdrängt in der Erinnerung ihre Schattenseiten.

Denn selbstverständlich hat es während dieser ganzen Zeit auch ein antirevolutionäres, antirepublikanisches Frankreich gegeben, für das die Revolution von 1789 die Quelle aller Übel gewesen ist, das Werk von atheistischen

oder auch jüdischen Freimaurern, die sich später in ebenso schlimme atheistische und internationalistische Sozialisten verwandelt haben. Dem gegenrevolutionären Frankreich ist es zweimal mit ausländischer Hilfe gelungen, wieder an die Macht zu kommen: zur Zeit der Restauration und beim Vichy-Staat. Es hat noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein starkes ideologisches Sprachrohr in der „Action française“ gefunden. Das gegenrevolutionäre Frankreich ist seit Ende des 19. Jahrhunderts fast durchweg auch ein antisemitisches geworden. Erinnerung sei an das 1886 verfasste Werk „La France Juive“ von Edouard Drumont, oder an die Dreyfus-Affäre. Die Partei von Jean-Marie Le Pen, „Front national“, ist heute der populistische Erbe dieser nationalistischen und antidemokratischen Tradition.

Inwiefern die Erinnerung noch heutige Entscheidungen beeinflusst, zeigt uns das Beispiel der Vendée. Die Erinnerung an den grausamen Krieg, den die Revolutionäre in dieser Gegend gegen die Monarchisten führten, wirkt sich auf das traditionelle Wahlverhalten dieser Gegend weiter aus, die die Hochburg der rechten national-konservativen Partei des katholischen Adligen Philippe de Villiers ist.

Innerhalb der revolutionären Tradition Frankreichs fällt sogar die Erinnerung an die „Kommune“ vom Frühling 1871 eher positiv aus. Nach der Niederlage und der Proklamation des Deutschen Reichs im Spiegelsaal von Versailles 1871 (eine Demütigung, die bei den Franzosen Revanchismus anfachte) brach ein sehr grausamer Bürgerkrieg zwischen den „roten“ Revolutionären und den bürgerlichen Kräften (einschließlich der Armee) aus. Dennoch erinnert in Paris die „Mur des Fédérés“ an die Helden dieses Volksaufstands, der so viele Schmerzen und Opfer verursachte. Es gibt in Frankreich eine Mythologie der Revolution, die in großen literarischen Werken wie den Romanen von Victor Hugo oder auch in populären Liedern („Le temps des cerises“) besungen und weitergetragen wird. Das auf-

ständische Paris, das Paris der Barrikaden, gehört zu unseren festen Geschichtsbildern. Daran erinnerten sich auch die Studenten im Jahre 1968.

III.

Napoleon nimmt selbstverständlich einen großen Platz im nationalen Gedächtnis Frankreichs ein. Er stellt eine Synthese von Republikanismus und Monarchie dar. Der kriegführende Kaiser, der vom Volk so viele Soldatenleben verlangte und bald in ganz Europa angefeindet war, blendet in den Augen der Franzosen den Revolutionsgeneral Bonaparte nicht aus. Sein legislatives, das Napoleonische Zivilrecht (Code Civil u. a.) und administratives Werk (u. a. die Gründung unserer Eliteschulen sowie der *Écoles polytechniques*) hat in der Geschichte Frankreichs anhaltende Spuren hinterlassen. Mit Napoleon erreichte Frankreich den Gipfelpunkt seines militärischen und zivilisatorischen Ruhmes und Einflusses in Europa, das er beinahe geeint hätte. Die Romantiker werden bald, nicht nur in Frankreich, an der Legende mitwirken, die sich nach Napoleons Tod auf Sankt Helena um diese Ausnahmepersönlichkeit rankte.

Napoleon verkörpert den charismatischen Führer, dem sich das Volk nach einer Zeit der politischen und sozialen Wirren gerne hingibt. Sein Neffe, Napoleon III. oder der Kleine genannt, wird später noch von diesem Charisma profitieren, als er, seinen Onkel nachahmend, an einem „18. Brumaire“ (2. Dezember 1852) durch einen Staatsstreich die Macht an sich riss.

So wurde in Frankreich neben der monarchischen und der republikanischen eine dritte Traditionslinie eröffnet, die des Bonapartismus. Er ist nichts anderes als eine Form von plebiszitärem Cäsarismus, der sich direkt auf das Volk stützt, um die gesetzmäßigen Staatsorgane auszuschalten und ein Personalregiment zu führen. Wenn die Republik

bzw. die parlamentarische Demokratie, nicht zuletzt wegen ihrer langsamen Beschlussfassung, den inneren oder äußeren Herausforderungen nicht mehr gewachsen zu sein scheint, ist die Versuchung des Bonapartismus groß (man denke auch an den General Boulanger am Ende des 19. Jahrhunderts oder an Pétain).

Man weiß nicht, mit welcher Tradition unser „letztes Totem“ (so Michel Winock), General de Gaulle, eher in Verbindung zu setzen ist. Er scheint alle Traditionen bzw. alle identitätsstiftenden Geschichtsbilder zu synthetisieren, die wir oben vorgestellt haben. Schon durch seinen Namen erinnert er an den Widerstands- und Unabhängigkeitswillen von Vercingétorix, einen Willen, den er in der Tat vielfach verkörperte, durch seine Erklärung vom 18. Juni 1940, durch seine Rolle als „Führer des Freien Frankreichs“, den auch die innere „Résistance“ einschließlich der Kommunisten schließlich anerkannte, durch seine Politik der Einheit (*le rassemblement*), der Unabhängigkeit und der Größe, die er als Staatschef verfolgte. Er hatte vielleicht persönlich eine Vorliebe für die Monarchie (es lief das Gerücht umher, dass er sie wiederherstellen wollte), ergriff zweimal die Macht außerhalb jeder Legitimität, also eher bonapartistisch, weil sein Charisma wirkte und die Franzosen in ihm beide Male den Retter in der Not erblickten. Er führte ein Personalregiment, ließ sich eine Verfassung zurechtschneiden, um nicht mehr dem Parteiensystem, das er hasste, unterworfen zu sein. Aber zweimal gab er die Macht freiwillig ab, weil das Volk oder dessen Vertreter ihm nicht mehr folgen wollten. Er erwies sich also als guter Republikaner, und das Dekolonisierungswerk, das er nach anfänglichem Zögern vollendete, und die Idee Frankreichs, in dessen Namen er im Innern wie im Äußeren handelte, standen den emanzipatorischen Idealen der französischen Revolution nicht entgegen. Wie jeder gute Franzose war er gleichzeitig Monarchist, Bonapartist und Republikaner!

Er wurde Zeit seines Lebens von seinen sozialistischen und kommunistischen Gegnern kritisiert und bekämpft. In Hinblick auf seine „bonapartistische“ Machtergreifung und die seines Regierungsstils schrieb François Mitterrand 1964 ein Pamphlet „Der permanente Staatsstreich“. Einmal an die Macht gelangt, hat Mitterrand aber selber im Stil de Gaulles regiert und auch dieselbe klassizistische Prosa geschrieben. De Gaulle gilt nun als Vorbild für praktisch alle Franzosen sowie für alle französischen Politiker und Parteien. Es stört sie nicht einmal die Tatsache, dass de Gaulle, eine Ausnahme unter unseren Regierenden, eben kein Frauenheld war, sondern den katholischen, integren Familienvater und Patriarchen verkörperte. Ewige Widersprüche der Franzosen!

Die Franzosen wissen noch, was sie de Gaulle zu verdanken haben: nach einer „seltsamen Niederlage“ die Wiedererlangung des Rangs einer „großen Nation“ mit allen, zumindest formellen Attributen einer solchen: Veto-stimme im Sicherheitsrat der UNO und Mitgliedschaft im atomaren Klub. Dank de Gaulle konnte die Stimme Frankreichs in der Welt wieder erklingen. Nichts gefällt den Präsidenten oder Ministerpräsidenten Frankreichs mehr, als zu strategischen Zeitpunkten oder an strategischen Orten große Reden an die Welt zu richten. Und nichts gefällt dem französischen Volk mehr, als festzustellen, dass Frankreich ab und zu der Welt die Wahrheit sagen oder an die Respektierung der Menschenrechte erinnern kann. Es stört nicht, dass die „Stimme“ Frankreichs heute seine vorhandenen Mittel übersteigt. Aber wer hat den Papst nach der Anzahl seiner Divisionen gefragt?

Die Zeit de Gaulles war nicht nur die Zeit, wo er als Minister- oder Staatspräsident an der Spitze Frankreichs stand. Auch nachdem er sich 1946 nach Colombey-les-deux-Eglises zurückgezogen hatte (man merke sich auch diesen so symbolisch klingenden Namen), blieb er „le re-

cours“, die im Hintergrund wachende Vaterfigur. Und die Franzosen wissen, was sie ihm auch im Innern verdanken, nachdem er wieder an die Macht kam: die Stabilisierung der Republik, die Modernisierung Frankreichs, das erst jetzt von einem Agrarland zum modernen Industrieland wurde (mit Agrarnostalgie). Man vergisst gern, dass de Gaulle zunächst euroskeptisch eingestellt war, um seine Umarmung mit Konrad Adenauer als wichtigen Schritt zur deutsch-französischen Aussöhnung und zum europäischen Aufbau in Erinnerung zu behalten. Diese Umarmung wies schon auf den späteren Händedruck zwischen Mitterrand und Kohl in Verdun hin, welcher gleichsam die deutsch-französische Freundschaft besiegelte. Das Dogma der „nationalen Unabhängigkeit“, das de Gaulle dazu geführt hatte, aus der NATO auszutreten, bleibt auch in den Augen der meisten Franzosen eine kostbare Erbschaft, die Frankreich eben erlaubt, außerhalb jeder Einbindung in dieses oder jenes Lager die „exception française“ geltend zu machen und seine Weltrolle zu gewährleisten. Davon zeugt die Kritik, die an der von Präsident Sarkozy vorgeschlagenen NATO-Normalisierung zurzeit in Frankreich geübt wird.

Auch de Gaulles Dekolonisierungswerk (vor allem die Beendigung des Algerienkriegs) wird nun positiv bewertet. Das ist ein letztes Geschichtsbild, das für Frankreich heraufzubeschwören ist: seine Vergangenheit als Kolonialmacht. Selbst wenn ehemalige Soldaten es für ungerecht halten, dass ihrer Taten und Opfer nicht genügend gedacht wird, so muss man doch sagen, dass die kolonialen Kriege Frankreich weder zum Ruhm noch zur Ehre gereichten. Trotzdem erinnern sich die Franzosen nicht ungerne an ihr ehemaliges Kolonialreich und versuchen, ihren Einfluss in den ehemaligen Kolonien aufrechtzuerhalten, nicht zuletzt durch die Pflege der gemeinsamen Sprache. Es gibt ein Staatssekretariat oder ein „Ministerium für Francopho-

nie“, das für die kulturellen Beziehungen mit den französisch sprechenden Ländern zuständig ist. Selbstverständlich geht es auch darum, die politischen und wirtschaftlichen Interessen Frankreichs wahrzunehmen. Aber die ehemaligen Kolonien und die Restkolonien, die jetzt zu französischen „Departements“ geworden sind, erwecken noch bei den Franzosen – so teuer sie auch dem Mutterland zu stehen kommen – den Eindruck, dass ihr Land seinen Status als Weltmacht nicht vollends eingebüßt hat. Vielleicht ist es nicht einmal bloß ein Eindruck! Und es ist auch vielleicht nicht nur rein imperialistisch zu sehen. Das allgemeine Lob, das dem Dichter und Politiker aus der Martinique, Aimé Césaire, anlässlich seines Todes zuteil geworden ist, zeigt auch, dass das Mutterland ihn gerne als Zeugen seines republikanisch-zivilisatorischen Werkes in den Überseegebieten betrachten möchte, obwohl er für die Autonomie der Antillen eingetreten war und gegen ein Gesetz, das das Kolonisationswerk Frankreichs allzu positiv bewertete, stark protestiert hatte.

Zur Zeit des Historikerstreits schrieb Michael Stürmer im Hinblick auf die labile deutsche Identität: „Hinter solcher Sorge verbergen sich kulturelle Dissonanzen: auf deutscher Seite viel jüngste Geschichte und wenig aufrechter Gang, auf französischer der blau-weiß-rote Konsens über Vergangenheit und Zukunft, selbstbewusster Patriotismus und die Gelassenheit der Latinität.“⁴

In den Augen mancher Historiker und Soziologen droht aber der französische Identitätskonsens heute zu zerbröckeln. Er ist in der Tat mit Entwicklungen konfrontiert, die zersetzend wirken:

1. Die Internationalisierung der Politik, der Aufstieg einer Weltzivilisation, die die nationale Kultur in jedem Bereich durchdringt und relativiert. Das Scheitern des Referendums über die europäische Verfassung hat über die Unzufriedenheit mit der Regierung Chirac/Villepin hinaus

die Angst der Franzosen vor einem weiteren Identitätsverlust zum Ausdruck gebracht, wobei auch die „Neinsager“ bis hin zu den Kommunisten doch die Notwendigkeit des europäischen Aufbaus unter der Form eines „Europa der Nationen“ (das war das gaullistische Konzept) anerkannt haben. Die Forderung nach mehr regionaler kultureller und politischer Autonomie ist auch als Konsequenz der post-nationalen Umgestaltung Europas (mit der Idee eines Europas der Regionen) und der allgemeinen Globalisierung zu verstehen. Dieser ethnisch-kulturelle Regionalismus könnte eine Gefahr der Zersplitterung für die „Nation une et indivisible“ bedeuten. Wenn man vielleicht von Korsika – das schon eine gewisse Autonomie besitzt – einmal absieht, scheint mir diese Gefahr in Frankreich nicht so ernst zu sein. Obwohl man seinen Mangel an Flexibilität anprangert, ist hier der jakobinische Zentralismus noch sehr stark.

2. Parallel dazu ist die Kommerzialisierung unserer Gesellschaft zu sehen, ihre Verwandlung in eine Konsumgesellschaft, die die Bedürfnisse der Individuen gleich zu befriedigen sucht und den Bezug zu traditionellen Verhaltensmustern verliert. Die heutige rege Gedenk- und Erinnerungskultur ist kein Gegenbeweis. Denn die Musealisierung unserer Vergangenheit erlaubt eben erst ihre Konsumierung: Das zweihundertjährige Jubiläum der französischen Revolution im Jahre 1989 wurde zu einem groß angelegten Volksfest, das kaum noch patriotische Züge hatte.

3. Dem Einwanderungsland Frankreich ist es bisher nicht gelungen, die Masse neuer Einwanderer islamischer Herkunft in geeigneter Weise zu integrieren. Es besteht die Gefahr, dass ein „communautarisme“, ein Gemeinschaftsdenken, um sich greift, das für ethnisch-religiöse Minderheiten (die Muslime z. B.) besondere Rechte beansprucht, was mit dem laizistischen Republikanismus nicht vereinbar ist.

4. Frankreich wird seinerseits von einer Bußkultur eingeholt, die die Schattenseiten seiner Vergangenheit ins Licht rückt: die Kolonisation, Vichy. Ein Gedenktag zur Erinnerung an den Sklavenhandel wurde unter Präsident Chirac eingeführt, der 1995 im Gegensatz zu allen vorhergehenden Staatspräsidenten erklärt hatte, dass die Vichy-Zeit als integrierender Bestandteil der Geschichte Frankreichs zu betrachten ist und Frankreich somit die Mitverantwortung für die damals begangenen Verbrechen zu tragen hat. So wird sogar an dem Gründungsmythos des Nachkriegsfrankreichs gerüttelt, nämlich am Mythos der Résistance. Der heldischen Bahnbeamten, die im Krieg Sabotageakte ausgeführt haben, um die deutschen Heere zu schwächen, wird weiterhin gedacht. Aber 2006 wurde unserer nationalen Bahngesellschaft der Prozess gemacht, weil sie damals die Züge für die Deportierung der Juden zur Verfügung gestellt hat. Dass unsere „affektive Aneignung der Vergangenheit mit den Augen der Identität“ ein wenig in die Irre geht, zeigt sich vielleicht daran, dass der französische Staat es 2005 unterlassen hat, den zweihundertsten Jahrestag der Schlacht bei Austerlitz (ein brillanter napoleonischer Sieg) zu begehen, während er sich im selben Jahr der britischen Gedenkfeier für die Seeschlacht bei Trafalgar (eine schwere und schwerwiegende Niederlage) angeschlossen hat.

Diese Zeichen erscheinen einigen patriotisch eingestellten Autoren und Publizisten wie Max Gallo, Jean-Pierre Rioux, Alain-Gérard Slama oder Pascal Bruckner bedenklich genug: Wie kann man aufgrund eines solchen gespaltenen, revidierten Geschichtsbildes zu einer sinnstiftenden, legitimierenden und integrierenden Identität finden? Präsident Sarkozy scheint ihrer Meinung zu sein, hat er doch diese Kultur der Selbstkritik und der Buße mehrmals angeprangert und daraufhin anbefohlen, den Brief des jungen kommunistischen Widerständlers Guy Moquet in den

Schulen vorzulesen (eine Metro-Station in Paris trägt seinen Namen), um bei den jungen Franzosen den patriotischen Kampf- und Widerstandsgeist zu erwecken.

Es stimmt, dass die Selbstkritik und das Gefühl der eigenen Unterlegenheit oder Dekadenz (um nicht von Defätismus oder gar Selbsthass zu sprechen) bei den Franzosen oft gleichsam als Kehrseite des Selbstbewusstseins und der im Ausland vielfach gebrandmarkten Arroganz auftreten. In den Augen Max Gallos ist Frankreich eine „unsichere Nation“ geworden, weit entfernt also von der von Michael Stürmer gerühmten „Gelassenheit der Latinität“. Angesichts der Angst der Franzosen vor der Globalisierung oder gar vor dem Verlust ihrer Identität in einem integrierten Europa spricht Pascal Bruckner von einem „patriotisme de la rétraction“, einem Patriotismus des Rückzugs oder besser der Abkapselung: „Das Phantasma, das Frankreich zu Beginn des 21. Jahrhunderts beschäftigt, ist nicht die Expansion, sondern die Trennung (die Abkapselung). Man irrt sich, wenn man es als eine herrschsüchtige Macht beschreibt, es ist im besten Fall ein Land, das an seinem Schicksal zweifelt und zu überleben versucht.“ In Frankreich herrscht in der Tat zurzeit eine Art Wagenburgmentalität, die in jeder Hinsicht ein reformfeindliches Besitzstandsdenken fördert. Es bestehen Zweifel, ob Nicolas Sarkozy unser neues Totem werden kann. Wird der „gewissen Idee Frankreichs“ von Charles de Gaulles schließlich doch noch einmal der Durchbruch gelingen?

Anmerkungen

¹ Vgl. Ernest RENAN: Was ist eine Nation? Rede am 11.3.1882 an der Sorbonne. Aus dem Französischen, Hamburg 1996.

² Vgl. Marc BLOCH: Die seltsame Niederlage: Frankreich 1940. Der Historiker als Zeuge. Aus dem Französischen, Frankfurt/Main 1992.

³ Zur Laizität in Frankreich vgl. Jean-Paul WILLAIME: Religion und Staat-Kirche-Beziehungen in Frankreich, in: Günter BUCHSTAB /

Rudolf UERTZ (Hg.): Was eint Europa? Christentum und kulturelle Identität, Freiburg i. Br. 2008, S. 166–211.

⁴ Michael STÜRMER: Was Geschichte wiegt, in: Historikerstreit. Die Kommentierung der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung (Serie Pieper, 816), München ⁵1987), S. 294; vgl. auch Jürgen PETER: Der Historikerstreit und die Suche nach einer nationalen Identität der achtziger Jahre, Frankfurt am Main 1995.